



Der japanische Künstler Katsumi Hayakawa baut aus Papier filigrane Stadtskulpturen. Feine Kuben und skelettartige Türme stehen in einem engen Raster und bilden eine komplexe Struktur.
Foto: Katsumi Hayakawa

Bauliche Dichte

Eine Begriffsbestimmung

Text **Nikolai Roskamm**

Was ist gemeint, wenn von baulicher Dichte die Rede ist? Der Begriff Dichte hat eine weit zurückreichende Geschichte, die von unterschiedlichen Wissensfeldern geprägt wurde und sich im 19. Jahrhundert auch als eigenes städtebauliches Konzept herausgebildet hat – bauliche Dichte wurde zum universalen Werkzeug. Die Aktualität der Idee, die Entwicklung der Stadt zuallererst entlang der Richtschnur quantitativer räumlicher Maßeinheiten zu planen, ist unübersehbar

Die „bauliche Dichte“ ist ein Schlüsselkonzept der Stadtplanung und des Städtebaus, das immer wieder im Mittelpunkt der Debatten um die Ausrichtung und Ausgestaltung der eigenen fachlichen Programmatik steht. Dieses Konzept hat eine vielschichtige Vergangenheit. Begriffsgeschichtlich lässt sich der Ausdruck „Dichte“ bis in die griechische Antike zurückverfolgen. Aristoteles berichtet in seiner Physik von konstitutiven Gegensatzpaaren, die nicht nur am Anfang alles stofflichen Werdens stehen, sondern dieses Werden auch verursachen. Zu diesen „Prinzipien“ zählt Aristoteles das Dichte und das Dünne. In der klassischen Physik ist die Dichte dann ab dem 17. Jahrhundert vor allem eine Kategorie für die Beschreibung von stofflichen Elementen und wird als Zahlenwert aus einem Verhältnis definiert: als Quotient aus der Masse eines Körpers und seinem Volumen. Von der physikalisch-mechanischen Betrachtungsebene beginnt sich im 19. Jahrhundert eine spezielle Dichteform abzulösen – die Bevölkerungsdichte. Diese Dichte entwickelt sich in der Nationalökonomie und in der Geographie zu einem Grundbegriff – zu einem Begriff also, der auch etwas über die Gründe und Abgründe eines Wissensfeldes erzählt.

Bevölkerungsdichte

Im Kontext der Bevölkerungsfrage geht es bei der Dichte um das Verhältnis aus Masse und Volumen. Allerdings ist es nun eine spezifische Masse, die im Zähler des Verhältnisses steht, nämlich die Masse, die aus einer Anzahl von Menschen besteht. Das Volumen manifestiert sich nun – als räumlich abgegrenzte Flächeneinheit – in jenem Grund und Boden, auf dem sich die Menschenmasse befindet. Der Gegensatz zwischen hoher und geringer, oder genauer, zwischen zu hoher und zu geringer Dichte ist von Beginn an ein fester Bestandteil in der Verwendung des Begriffs. Als zu hohe oder zu niedrige Dichte bildet der Begriff einerseits einen Zugang zum Konzept „Bevölkerung“; dieses Konzept nimmt – wie Michel Foucault in seinen Gouvernementalitätsstudien eindrucksvoll herausgearbeitet hat –

seit dem 18. Jahrhundert für den Staat und seine Regierungskunst unter der Fragestellung „Wie lässt sich über Bevölkerung verfügen?“ wegweisende Bedeutung ein. Zum anderen wird die Bevölkerungsdichte zu einem Schlüsselbegriff, der in den Sozial-, Raum- und Stadtwissenschaften das vielstimmige Reden vom Raum orchestriert. Insgesamt rückt im 19. Jahrhundert die Beziehung von Menschenmasse und räumlicher Einheit in das Zentrum der großen Debatten, die sich zu dieser Zeit vor allem in der Nationalökonomie und ihrem Teilgebiet, der Bevölkerungswissenschaft, um die Frage nach dem richtigen Verhältnis von „Volk zu Raum“ ranken.

Verbreitet ist in diesem Kontext die Bewertung von hoher Bevölkerungsdichte als negativ und bedrohlich. Das zeigt sich etwa im sogenannten Bevölkerungsgesetz von Thomas Robert Malthus, bei dem ebenfalls das Verhältnis von Volk zu Raum im Mittelpunkt steht. Bereits im Jahr 1798 kündigt der britische Pfarrer und Ökonom einen baldigen, durch den zu hohen Bevölkerungsdruck auf die Flächen verursachten Weltuntergang an, zumindest dann, wenn von staatlicher Seite keine Maßnahmen zur Begrenzung der Bevölkerung ergriffen würden – die Bevölkerung wachse schneller als die Fähigkeit der Menschheit, den Bodenertrag zu steigern. Die Kontroversen über Malthus' Schriften stehen im Zentrum der nationalökonomischen Theorien des 19. Jahrhunderts und sind auch Kern der Auseinandersetzungen, die benachbarte Wissensfelder konstituieren: die Humangeographie, die politische Geographie, die Geopolitik und die Raumplanung. In all diesen Diskursen ist die Dichtethematik sehr präsent. Insbesondere in den Debatten der 1920er bis 1940er Jahre wird versucht, mit der Frage nach der „richtigen Dichte“ die „optimale Tragfähigkeit“ von (deutschem) Grund und Boden auszuloten.

Allerdings gibt es auch eine Gegenposition zur negativen Moralisierung von Dichte. Emile Durkheim, einer der Gründerväter der Soziologie, entwickelt Ende des 19. Jahrhunderts eine dezidierte Dichtetheorie und führt darin aus, dass Dichte die eigentliche Ursache für jede (positive) soziale

Die Festsetzung einer Dichte-Grenze für jedes festgesetzte Baugebiet ist bis heute Bestandteil eines jeden Bebauungsplans

Hayakawas Werk „Bonsai City“ von 2014 ist 3 Meter lang; die Hochhausstrukturen ragen 46 Zentimeter in die Höhe.
Foto: Katsumi Hayakawa



Entwicklung ist. Durkheim gliedert in eine abstrakte „moralische Dichte“, die als „soziales Band“ den inneren Zusammenhalt der Gesellschaft verkörpert, und in eine konkrete materielle Dichte, die sowohl die Bevölkerungsdichte als auch das umfasst, was später als bauliche Dichte benannt wird. Die materielle Dichte variiert die Dinge, die im Zähler des Dichtequotienten stehen: Menschen, Gebäude, Funktionen. Der Kern von Durkheims Dichtetheorie ist, dass die materielle (bauliche) Dichte der moralischen Dichte nicht nur entspricht (und sie dadurch praktischerweise messbar und als Zahlenwert darstellbar macht), sondern dass sich die beiden Dichten gegenseitig bedingen.

Von Durkheims Thesen durchgesetzt hat sich die Idee, materielle Dichte als eine Ursache des Sozialen zu verstehen, sie also als verantwortlich für den gesellschaftlichen Fortschritt zu betrachten. Dass eine solche These für das städtebauliche Selbstverständnis verführerisch ist, verwundert nicht. Eine Ursache für die Fortentwicklung von Gesellschaft zu identifizieren, von der man glaubt, sie sei nicht nur mess- und analysierbar, sondern auch durch städtebauliches Handeln steuerbar, verspricht dem Wissensgebiet, das von dem Theorie- und Handlungswissen der Stadtwissenschaften gebildet wird, einen beträchtlichen Bedeutungszuwachs. Reinhard Baumeister – einer der ersten Städtebautheoretiker der klassischen Moderne – verwendet Anfang des 20. Jahrhunderts die „Baudichtigkeit“ als einen übergeordneten Begriff, in dem er sämtliche stadtplanerischen Eingriffsmöglichkeiten gegen die städtebaulichen und sozialen Missstände zusammenfasst.

Historisch folgt der Urbanismus zwar der von Durkheim ausgearbeiteten Kausalitätsbehauptung, aber zunächst nicht in ihrer positiven Interpretation. Das sich im späten 19. Jahrhundert etablierende städtebauliche bzw. stadtplanerische Wissensfeld orientiert sich vielmehr nahezu durchgehend am nationalökonomischen Edikt von der schlechten, krankmachenden und nicht tragfähigen Dichte. Die Städtebauer der klassischen Moderne (Frauen gab es zu dieser Zeit kaum in diesem Beruf) machten die hohe bauliche Dichte in den Großstädten der industriellen Revolution zum Sinnbild für ein gescheitertes Stadtentwicklungsmodell, in dessen Ablehnung sie lange Zeit ihren größten gemeinsamen Nenner finden.

Zusammen erzählen die beiden Lesarten von der guten und der schlechten Dichte, dass es eine allgemeingültige Antwort auf die Frage nach der richtigen Dichte gar nicht geben kann. Für Stadtplanung und Städtebau bedeutet das Ausleuchten der komplexen Herkunft und der inhärenten Widersprüche der unterschiedlichen Lesarten baulicher Dichte auch, dass sich hier die Zweifel an der disziplinären Selbstüberschätzung deutlich machen

lassen. Denn das bis heute anzutreffende Modell vom Städtebauer als dem allwissenden und wirkmächtigen „Gottvater“ beruht genau darauf, dass es einen Masterplaner in Szene setzt, der vorgibt, mit der Festsetzung der richtigen Dichte auch die Geschicke von Gesellschaft und Stadt passgenau lenken zu können. Wenn die beiden Erzählungen von der guten und der schlechten Dichte in Beziehung zueinander gebracht werden, zeigt sich schließlich auch, was beide Geschichten gemeinsam haben: Beide behaupten, unabhängig davon, ob sie glauben, „hohe Dichte“ sei etwas Positives oder etwas Negatives, dass Dichte eine Ursache von gesellschaftlicher Entwicklung ist. Sieht man in der Dichte aber eher eine „Folge“ anstatt eine „Ursache“ städtebaulicher Handlungen, dann ändern sich Fokus und Denkrichtung: So gesehen verschiebt sich dann der Begriff der baulichen Dichte von der Schließung zur Öffnung der Planungspraxis.

Bei der städtebaulichen Normgebung gehen bauliche Dichte und Bevölkerungsdichte immer Hand in Hand. Die seit dem Mittelalter bestehenden baupolizeilichen Regelungen über die zulässige Ausnutzung von Grundstücken wurden in den Debatten zu Ende des 19. Jahrhunderts in dem Begriff „Baudichtigkeit“ zusammengefasst. Aus städtebaulicher Sicht wurde das soziale Elend in den Städten mit der explizit städtebaulichen Kategorie einer präzisen gesetzlichen Regelung zugänglich. Aus der in vielen Fällen sicherlich zutreffenden Diagnose „je dichter die Bebauung, desto höher das soziale Elend“ leiteten die Stadtplaner und Städtebauer dieser Zeit ab, dass mit einer Begrenzung der baulichen Dichte auch das soziale Elend bekämpft werden kann. So wurde die „aufgelockerte Stadt“ zum bestimmenden Konsens der städtebaulichen Leitbilddebatte und, in Form der Begrenzung der baulichen Dichte – neben der Funktionstrennung –, zum maßgeblichen Inhalt der formellen Stadtplanung.

Dichte im Bundesbaugesetz

In der westdeutschen Planungsgesetzgebung ist die Dichte seit den 1960er Jahren auf der Bundesebene verankert. Das Bundesbaugesetz (später umbenannt in Baugesetzbuch) sieht im „Maß der baulichen Nutzung“ und in der „Art der baulichen Nutzung“ maßgebliche Inhalte der Bauleitplanung, mit der die Gemeinden die bauliche und sonstige Nutzung ihrer Grundstücke leiten und vorbereiten sollen. Der Ausdruck „Maß der baulichen Nutzung“ ist dabei nichts anderes als ein weiterer Name für das Konzept der baulichen Dichte. Die Baunutzungsverordnung, die die Aufgabe hat, das Baugesetzbuch zu konkretisieren, bestimmt einerseits nach Baugebietstypen differenzierte Obergrenzen der baulichen Dichte, andererseits führt sie die Grundflächenzahl und die Geschossflächenzahl ein, also die beiden

hauptsächlichen Maßzahlen zur Bestimmung der baulichen Dichte. Die Festsetzung einer Dichte-Obergrenze für jedes festgesetzte Baugebiet (die Bestimmung von einem Höchstmaß der baulichen Dichte) ist bis heute Bestandteil eines jeden Bebauungsplans. Mit der Dichtebegrenzung und Funktionstrennung als planungsrechtliche Regel- und Pflichtaufgaben implementierten die Planungsgesetze vor über fünfzig Jahren die Inhalte der Charta von Athen und des Leitbildes einer „aufgelockerten und gegliederten Stadt“ quasi wortwörtlich.

Gegenbewegung mit Jane Jacobs

Zur gleichen Zeit, also in den 1960er Jahren, beginnt sich das Dichteverständnis zu differenzieren. Der Protest gegen die stadtplanerische Praxis der Flächensanierungen und gegen einen technokratisch-kapitalistisch ausgerichteten Städtebau (zunächst in den USA, dann auch in Europa) führt zu einer schritt- und teilweisen positiven neuen Einschätzung von Dichte. Berühmt geworden ist etwa Jane Jacobs vehemente Streitschrift gegen den modernen Urbanismus (1961), in der sie eine hohe Einwohnerdichte und eine hohe bauliche Dichte als wichtige Faktoren für ein neues und gewendetes Stadt- und Städtebauverständnis einfordert. Mit dem ebenfalls in dieser Zeit beobachtbaren Einzug der Stadtsoziologie in den Urbanismus werden zudem die sozialtheoretischen Klassiker (wie Durkheim) und die Arbeiten der Chicago School of Sociology wieder Teil der Debatte und somit auch einer positiven Lesart von Dichte. Dass unter Stadtplanern und Städtebauern heute weiter umstritten bleibt, ob eine hohe Dichte begrenzt oder eine geringe Dichte vermieden werden soll, liegt nicht zuletzt daran, dass sich die beiden Sichtweisen – die von der schlechten und die von der guten Dichte – nicht abgelöst haben, sondern parallel existieren. So transportieren die planungsrechtlichen Bestimmungen des Baugesetzbuchs und der Baunutzungsverordnung nach wie vor den Geist der klassischen Moderne (samt der dazugehörigen Haltung zur Frage nach der baulichen Dichte). Dadurch produzieren die planungsrechtlichen Instrumente einen latenten Konflikt mit den flächendeckend formulierten Leitbildern von der „kompakten Stadt der kurzen Wege“ und/oder der „sozialen und urbanen Mischung“ – Leitbilder, mit denen ja tendenziell Dichte hergestellt werden soll.

Lockerung der Obergrenzen

Mit dem „Gesetz zur Stärkung der Innenentwicklung in den Städten und Gemeinden“ wurden zwar kürzlich die Regelungen der Dichte-Obergrenzen in der Baunutzungsverordnung gelockert, indem die Überschreitungs-

möglichkeiten vereinfacht worden sind. Grundlegend ist der schwelende Konflikt zwischen den beiden gegenläufigen Geschichten von der aufgelockerten und der kompakten Stadt bei der Gesetzesnovelle jedoch auch hier nicht bearbeitet worden. Das Maß und die Art der baulichen Nutzung stehen nach wie vor im Mittelpunkt der kommunalen Bauleitplanung. In den entsprechenden Debatten wird zudem deutlich, dass sich die Stadtplanung bei der Aufweichung der klassischen planungsrechtlichen Vorgaben in eine paradoxe Lage manövriert. Einerseits gelingt es ihr damit zwar, sich von einem inzwischen meist selbst als problematisch empfundenen Erbe der städtebaulichen Moderne im Sinne der Charta von Athen zu lösen. Andererseits aber verliert die Planung, wenn sie sich aus ihrer alten Umklammerung befreit, schlicht an Einflussmöglichkeit gegenüber den zahlreichen nicht-planerischen Kraftfeldern in der Stadtentwicklung.

Die Lage verkompliziert sich nun aber dadurch, dass in den europäischen Städten derzeit wieder Phänomene zu beobachten sind, die eher an die urbanen Verhältnisse der Frühmoderne erinnern, also an das, gegen das die städtebauliche Moderne zu Felde gezogen ist: Wohnungsnot, Überbelegung, Armut, Ungleichheit. Der Stoff des 19. Jahrhunderts kehrt zurück in die westlichen Metropolen des 21. Jahrhunderts, alte Begriffe und Konzepte tauchen wieder auf. So wird neuerdings wieder über „Tragfähigkeiten“ und „Belastungsgrenzen“ geredet und damit implizit auch auf Konzepte verwiesen, die aus „Volk-ohne-Raum“-Debatten des letzten Jahrhunderts stammen. Sichtbar werden solche Argumentationsketten, wenn mit dem Wort vom „Dichtestress“ eine ausländerfeindliche Politik betrieben wird oder wenn in den rassistischen Parolen von AfD und Pegida das völkische Gedankengut der 1930er und 1940er Jahre bedient wird. Aber auch in Teilen der politischen Mitte wird heute wieder eine Wohnortpflicht selbst für anerkannte Flüchtlinge gefordert. Hintergrund ist auch hier häufig die Behauptung von einer „nicht tragfähigen Belastung des Raums“. Auch wieder verbreitet ist – aus unterschiedlichen politischen Richtungen – das Wort vom „Ghetto“, und zwar gerade dann, wenn über die Ankurbelung eines neuen sozialen Wohnungsbaus nachgedacht wird. Heraufbeschworen wird hier zum einen die Angst vor der großen Masse. Zum anderen wird damit auch die Diskussion über neue Formen des sozialen Wohnungsbaus – einem Wohnungsbau für eben diese große Zahl – diskreditiert. Angesichts der bestehenden Weltlage wäre aber genau eine Auseinandersetzung über die aktuellen Bedingungen für die Produktion von baulicher Dichte unbedingt notwendig. Vermutlich werden sich Gesellschaft und Politik nämlich entscheiden müssen, ob sie in höhere Mauern und Zäune investieren möchten oder in einen neuen öffentlichen Wohnungsbau.